

Martin Korenjak · Florian Schaffnerath · Lav Šubarić  
Karlheinz Töchterle (Hg.)

# TYROLIS LATINA

Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol

Band I

Von den Anfängen bis zur Gründung  
der Universität Innsbruck

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Christina Antenhofner/Lukas Oberrauch

## Brief

Ab dem 11. Jh. expandiert mit der Zunahme der Schriftlichkeit auch das Briefwesen in Europa.<sup>1</sup> Waren Briefe zuvor in der Zeit der überwiegenden Mündlichkeit eher ausgewählte und spärlich überlieferte Schriftzeugnisse, so steigt nun die Zahl der überlieferten Briefe stark an. Anders als der moderne Brief ist der mittelalterliche keine private, intime Kommunikation, sondern durchwegs in einem öffentlichen Kontext angesiedelt. In großer Nähe zur Urkunde stehend, von der er sich nicht immer exakt trennen lässt, ist er gekennzeichnet von starker Schematik und Formelhafigkeit.<sup>2</sup> Seit dem 12. Jh. ist es die *ars dictaminis* („Kunst der Rede“), die den Aufbau der Briefe reglementiert und anhand von Musterbriefsammlungen veranschaulicht (vgl. Schaller 1980, 1034–1039). Damit gerät der Brief auch in ein Nahverhältnis zur Literatur: Die Humanisten entdecken den Brief als literarisches Medium wieder und konzipieren viele ihrer Schreiben von Anfang an für eine spätere Publikation.

Neben diesen Briefsammlungen als Kunstform dominiert bei Weitem der Brief als Zweckform, als Mittel der Kommunikation über die Distanz, das v.a. in Kaufmannskreisen, im Bereich der Kurie sowie in dem weit verzweigten Netz der europäischen Fürstenhöfe zur größten Blüte gelangt. In diesem Zusammenhang spielt auch der Tiroler Raum eine wichtige Rolle. Im ausgehenden Mittelalter sind es gleich mehrere Höfe, die ihn als Macht- und Kommunikationszentren prägen: der habsburgische Hof des römischen Königs bzw. Kaisers, der landesfürstliche Hof, die fürstlichen Höfe der Kurien von Brixen und Trient und schließlich bis zum Aussterben des Geschlechts 1500 der Hof der Grafen von Görz. Tirol stellte eines der wichtigsten Zentren des fürstlichen „Verwandschafts- und Freundschaftsnetzes“ dar (vgl. Antenhofner 2005 und 2007), dessen Ausläufer sich über weite Teile Europas erstreckten. In den Beständen des Tiroler Landesarchivs ist eine Fülle von Schreiben verschiedenster Provenienz überliefert.<sup>3</sup> In der Folge soll zunächst ex-

emplarisch einer dieser Korrespondenzstränge herausgegriffen werden, nämlich die Briefkommunikation der Grafen von Görz mit den Markgrafen Gonzaga von Mantua aus dem letzten Viertel des 15. Jhs.

Der Briefwechsel zwischen dem Haus Görz und den Markgrafen von Mantua umfasst den Zeitraum von etwa 1475 bis 1500. Die Schreiben sind in den Archiven von Innsbruck und Mantua überliefert. Thema und Anlass des Briefwechsels war die Verheiratung der Markgräfin Paula de Gonzaga<sup>4</sup> mit dem letzten Götzer Grafen Leonhard 1478 (vgl. Farbratfel 4). Da sowohl die Geschichte der Heiratsanbahnung und Verlobung als auch die Ehe selbst von zahlreichen Problemen gekennzeichnet waren, hatte sich ein intensiver Briefwechsel zwischen den Görzern und den Gonzaga entsponnen.<sup>5</sup> Die konfliktreiche Beziehung begann damit, dass der Graf nach erfolgtem Hochzeitsversprechen im Juli 1476 die Reise der Braut nach Lienz und damit die Hochzeitsfeier über ein Jahr hinausögerte. Im Hochzeitsversprechen hatte man den Hochzeitsstermin auf Oktober 1477 festgelegt. Leonhards Hauptausreden bezüglich der Verzögerungen beziehen sich auf drohende Pestgefahr oder mögliche Türkeineinfälle. Nach der Hochzeitsfeier in Bozen am 15. November 1478 nahmen die Probleme jedoch kein Ende: Die stets kränklche Paula erlitt einen Schwächeanfall, von dem sie sich nur schwer erholte, hinzu kamen betriges Heimweh der Braut und Dissonanzen mit ihrem Ehemann, die sich durch die Unstimmigkeiten zwischen dem Grafen und dem italienischen Hofpersonal seiner Gattin vertieften. Erschwerend kam hinzu, dass Paulas Vater Ludovico kurz vor der Hochzeit verstorben war und ihr Bruder Federico in der Folge kein Interesse daran zeigte, die Mitgift seiner Schwester vollständig auszahlten. Da die Ehe zudem kinderlos

genhändig verfasste Schreiben illustrierer Persönlichkeiten vereint, die früher z. T. auch in Schaukästen dem Publikum zugänglich waren. Aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters findet sich ein beachtliches Corpus von Briefen im Bestand der Sigmundiana, so auch jene, die in der Folge betrachtet werden.

<sup>4</sup> Bezüglich der Namenformen werden jene verwendet, die in den Originalbriefen aufscheinen. Paula wird hier stets in der Form „Paula de Gonzaga“ angeführt, nach ihrer Hochzeit dann auch als „Gräfin zu Görz“ oder schlicht „Paula von Görz“. Was ihren Vater und ihren Bruder Ludovico angeht, so wechseln die Namen zwischen den Formen „Ludovico“ und „Lodovico“. Hier wird die Form „Ludovico“ gewählt, da diese auch in der einschlägigen Literatur dominiert.

<sup>5</sup> Genaue Zahlen lassen sich schwer angeben, da viele Briefe verloren gegangen, z. T. aber auch mehrfach überliefert sind (in Form von Originalbriefen, Konzepten und Registereinträgen). Insgesamt sind an die 500 Schreiben überliefert, die direkt mit der Eheschließung bzw. in der Folge mit den Beziehungen Gonzaga – Görz in Verbindung stehen. Die betrachteten Briefe sind überliefert im Tiroler Landesarchiv (TLA) in den Beständen Sigmundiana, Restarchiv, Urkundensreihe und Autographen sowie im Archivio di Stato di Mantova (ASM), Archivio Gonzaga (AG): Busse 218, 219, 332, 393, 426–429, 439, 510, 514, 522, 536, 544, 845, 846, 2100–2109, 2186–2188, 2415–2420, 2424, 2427, 2429, 2434, 2441, 2450, 2891–2907, 2961, 2962.

<sup>1</sup> Vgl. Gruber u.a. 1983, 648–682. Nach wie vor das einzige Standardwerk zum Briefwesen im deutschen Sprachraum ist Steinhausen 1889. Einen germanistisch orientierten Überblick bietet Nickisch 1991, einen Überblick über die Briefe in der politischen Kommunikation bieten Antenhofner/Müller 2008. Daneben entstehen seit den 90er-Jahren des 20. Jhs. Detailstudien zum Briefwesen, vgl. etwa Wenzel 1997, Heimann u.a. 1998, Spiß 2003, Antenhofner 2007, Holzapf 2008.

<sup>2</sup> Vgl. zum Brief aus archivalischer Sicht Meisner 1969.

<sup>3</sup> Einen kleinen Einblick vermittelt z. B. die Sammlung „Autographen“. Hier wurden vermeintlich ei-

blieb, was letztlich zum Aussterben der Grafen von Görz führte, geriet Paula in ein Machtvakuum, ohne finanzielle Sicherheiten seitens ihrer väterlichen Familie und ohne die letzte Legitimation als Gräfin von Görz durch eigenen Nachwuchs. Diese vielschichtigen Dissonanzen wurden von der Überlieferung im Bild des „ungleichen Paares“<sup>6</sup> zementiert, in der Differenz zwischen der feinsinnigen italienischen Gräfin und dem grobschlächtigen, rauen Grafen von Görz.<sup>7</sup>

Die Briefe geben uns Einblicke in das Alltagsleben an den Fürstenhöfen, aber auch in die großen politischen Themen der Zeit und nicht zuletzt in das Funktionieren des Verwandtschaftsnetzes innerhalb des europäischen Hochadels. Wenngleich es um augenscheinlich ‚private‘ Belange geht, waren diese Briefe keineswegs privat nach unserem heutigen Verständnis: Die Schreiben wurden von Kanzleischreibern verfasst, vom Fürsten z. T. diktiert und korrigiert, mit den Räten und Schreibern besprochen, von Boten vorgelesen, an Familienmitglieder zur Ansicht weitergegeben – kurzum: Der Brief war in einen weitläufigen Kommunikationskreis eingebunden und kein privater Austausch von Herzensbotschaften.

Das Spannungsfeld Öffentlich–Privat spiegelt sich nicht zuletzt auch im Sprachgebrauch wider. Die Briefe sind in drei Sprachen abgefasst: lat., deutsch und italienisch. Damit dokumentieren sie zugleich den ‚multikulturellen‘ Alltag spätmittelalterlicher Kanzleien. War zunächst Lat. die Schriftsprache des Abendlandes gewesen, so setzten sich seit dem 12. Jh. zusehends die Volkssprachen durch (Lühr 1986, 758–766). Ihr Terrain waren dabei die Briefe, während das Lat. nach wie vor die Sprache des offiziellen, diplomatischen Austausches blieb. Wie das Verhältnis zwischen der Verwendung des Lat. und der Volkssprachen genau aussah, ist eine Frage, die die Forschung nach wie vor beschäftigt. Das hier betrachtete Briefcorpus liefert diebezüglich insofern einige interessante Einblicke, als sich folgende Auffälligkeiten hinsichtlich des Sprachgebrauchs beobachten lassen: Tendenzell scheint das Lat. als Briefsprache, ‚offiziellen‘ Belangen vorbehalten gewesen zu sein, während die Volkssprache größere Nähe und Intimität mit dem Korrespondenzpartner signalisierte. Zunächst lässt sich feststellen, dass die Görzer niemals italienisch schrieben, sondern in der Hauptsache deutsch, während sich die lat. Schreiben auf Mitteilungen formelhafter Art beschränkten, z.B. Beglaubigungsschreiben für Boten, sowie auf die Kommunikation mit den männlichen Familienoberhäuptern (Markgraf Federico, Markgraf Francesco, Kardinal Francesco). Die deutschen Briefe richteten

6 So das Thema der Tiroler Landesaussstellung 2000, die diesem Paar gewidmet war. S. dazu den Ausstellungskatalog: Circa 1500, 2000. Das Zitat „ungleiches Paar“ bezog sich ursprünglich auf Leonhard Eltern Heinrich IV. und Katharina von Gara und entstammte einer Schmähschrift von Enea Silvio Piccolomini auf das ebenfalls sehr konfliktreiche Paar.

7 Vgl. Billo 1934; Weingartner 1952; MIOG 56, 329–384 und Wlieflecker 1998.

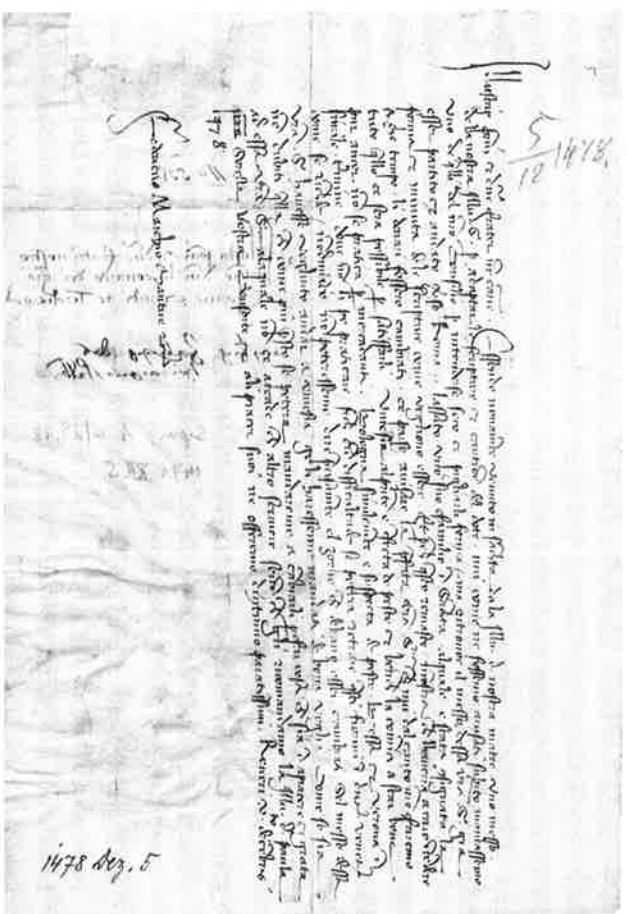


Abb. 21: Italienischer Brief des Federico Gonzaga an Leonhard von Görz.

sich hauptsächlich an Paulas Mutter Barbara von Brandenburg sowie an Paulas Bruder Gianfrancesco und seine Familie.<sup>8</sup> Der Gebrauch des Deutschen erklärt sich hier zum einen aus der deutschen Sozialisation dieser Briefpartner, zum zweiten aber auch aus der stärker freundschaftlichen Beziehung, die der Görzer zu diesen Verwandten unterhielt. Die Gonzaga ihrerseits schrieben untereinander und entsprechend in den späteren Jahren an Paula italienisch, in der Korrespondenz mit dem Görzer Grafen wechselten sie zwischen deutsch und lat. Dabei wechselte auch Barbara von Brandenburg zwischen deutschen und lat. Briefen. Italienische Briefe waren die Ausnahme (vgl. Abb. 21). Umgekehrt kam es durchaus vor, dass Federico deutsche Briefe erhielt, obwohl er kein Deutsch verstand. Seine deutsche Gattin Margarethe von Wittelsbach fungierte dann als Übersetzerin. Offensichtlich bemühten sich die noch ‚jungen‘ italienischen Adelsgeschlechter weit mehr, von den deutschen Reichsfürsten verstanden zu werden, als der alteingesessene deutsche Hochadel, der sehr selbstbewusst auf Deutsch kommunizierte. Die Gonzaga hatten eigene deutsche Kanzleimitglieder für den deutschen Schriftverkehr, die sie auch

8 Gianfrancesco hatte eine lange Sozialisation an deutschen Fürstenhöfen hinter sich und unterhielt sehr freundschaftliche Beziehungen zum Grafen von Görz, s. Herold 2002, 199–234.

als Gesandte und Boten einsetzen. Der berühmteste ist wohl Konrad von Herrenstein.<sup>9</sup> Die Sekretäre der Gonzaga beklagten sich ihrerseits über die nachlässige Art der Tiroler und Görzer Kanzlisten anlässlich der Hochzeitsverträge und -urkunden in Bozen. Es standen also durchaus sehr verschiedenen ausgeprägte Kanzleisysteme und Schriftkulturen einander gegenüber.

Fallbeispiel

Dass die Funktion der Volkssprache als inneres Korrespondenzmedium vom offizielleren Lat. deutlich unterschieden wurde, zeigt sich im Falle des einzigen überlieferten italienischen Briefes, den Barbara an Leonhard schrieb. Es war bekannt, dass Leonhard kein Italienisch verstand, entsprechend entschuldigte sich Barbara explizit in ihrem Brief (25. Mai 1478; TLA Sigm. 4a.029.086):

*Haeremo facta fare in vulgari italiano non haerendo chi sapia scriver in todesco perche quella potera farsiela tradure in vulgare todesco da Herristrano o altro de li suoi.*

Wir haben ihn [diesen Brief] in der italienischen Volkssprache verfassen lassen, da wir niemanden haben, der ihn auf Deutsch schreiben könnte, auf dass Ihr ihn Euch von Herrenstein oder einem anderen Eurer Leute in die deutsche Volkssprache übersetzen lassen könnt.

Barbara konnte den Brief offensichtlich nicht auf Deutsch schreiben lassen, da ihr deutscher Schreiber Konrad von Herrenstein (Herristrano) gerade am Hof von Leonhard weilte. Dennoch zog sie es vor, den Brief in italienischer statt in lat. Sprache zu verfassen, obwohl Leonhard kein Italienisch verstand. Als Übersetzer stand ihm jedoch besagter Herrenstein zur Verfügung, auf den Barbara eindeutig verwies. Der einzig plausible Grund für dieses Verhalten ist, dass sie mit einem lat. Brief ein ungleich stärker offiziell ausgerichtetes Auftreten dem Grafen gegenüber signalisiert hätte, was sie in dieser Situation offensichtlich nicht wollte. Ebenso auffällig sind die Fälle deutsch-lat. Dubletten. In besonders wichtigen und brenzligen Situationen schickten die Gonzaga sowohl eine lat. als auch eine deutsche Version, wohl um beide Seiten des Verwandtschaftsverhältnisses zu betonen: die offiziell-politische ebenso wie die verwandtschaftlich-freundschaftliche.

Als Kommunikationsmittel über die Distanz unterlag der Brief starken diplomatischen Zwängen. Die räumliche Trennung der Korrespondenzpartner erschwerte die Kommunikation, da eventuelle Unstimmigkeiten und Missverständnisse nicht sofort von Angesicht zu Angesicht geklärt und beseitigt werden konnten. Nachdem Familienangelegenheiten in Fürstenkreisen jedoch von höchster politischer Brisanz waren, wurden ausgeklügelte Strategien in der Konzeption des Textes angewandt,

um den Korrespondenzpartner nicht – zumindest nicht offensichtlich – zu verärgern oder gar zu beleidigen. In dieser Fürstenkorrespondenz sind es vor allem emotionale Strategien (vgl. Walton 1992; Antenhofer 2005 und 2007), die verwendet wurden, wie Appelle an das Band der Freundschaft und Verwandtschaft, das zwischen den Fürstenhäusern gesponnen worden war. Als beispielsweise Federico, Paulas Bruder, ein Jahr nach der Eheschließung dem verärgerten Grafen erklären sollte, warum er die Mitgift für Paula noch immer nicht zur Gänze ausbezahlt hatte, appellierte er an das Mitleid und die Freundschaft des Grafen (15. November 1479; TLA Sigm. 4a.029.036):

*Nam cum superiori estate in Etruria fuerimus cum armorum genibus nostris tot nobis undique expense occurrerunt, ut non tantum pecunie stipendii nobis satisfecerim, sed et nostras et vestre illustris dominationis que apud nos erant expendere necesse fuerit. Idque confidenter fecimus existimantes, quod, si ille apud prelatam illustris dominationem vestram fuisset eadem a nobis requisita, pro sua in nos benevolentia et multo amore pecunias ipsas leuo animo nobis concessisset.*

Demn als wir letzten Sommer mit unseren Söldnern in Etrurien waren, hatten wir auf allen Seiten so viele Ausgaben, dass uns das Geld für den Sold nicht genügte und wir sowohl unser Geld als auch jenes Eurer fürstlichen Herrlichkeit, das wir bei uns hatten, ausgeben mussten. Und das machten wir voller Vertrauen, da wir glaubten, wenn dieses Geld bei Euch gewesen wäre und wir darum gebeten hätten, so härter Ihr es uns frohen Mutes übergeben aufgrund Eures Wohlwollens uns gegenüber und der gegenseitigen Liebe.

Durch diesen diplomatischen Schachzug machte es Federico Leonhard unmöglich, seine Entschuldigung zurückzuweisen, ohne dabei das diffizile Netz der Höflichkeit und Freundschaft zwischen den Höfen zu verletzen.

Wurde den Alltagschreiben der Renaissance und des Mittelalters in der Forschung häufig kein großes Interesse zuteil aufgrund ihrer augenscheinlich großen Formelhaftigkeit und geringen „Individualität“ (vgl. Nickisch 1991, 1–4), so ergeben genauere historische Untersuchungen, dass die Verfasser dieser Briefe die Strategien der Rhetorik auf das Beste beherrschten und sich diese zunutze machten, um im Korsett der festgelegten Formeln und Floskeln ihre individuellen Botschaften durchaus an die Frau und den Mann zu bringen.

Zeitgleich zur eben beschriebenen, politisch-zweckmäßig ausgerichteten Form der Korrespondenz entwickelte sich auch in Tirol wie im restlichen Europa die sehr viel stärker literarisch-poetisch ausgerichtete Form des Humanistenbriefes. Dieser zeichnet sich neben der Verwendung des klassischen Lat. v.a. durch seine kunstvolle und durchkomponierte Gestaltung, welche sich ganz am Vorbild der römischen Tradition der *epistula* orientiert, aus. Die durchdringende Gelehrsamkeit,

Kommunikations-

strategien

<sup>9</sup> Vgl. Severid 1998; generell zur Kanzlei und Verwaltung der Gonzaga Lazzarini 1996.

welche diese Art der Briefe prägt, ist dabei keineswegs nur Selbstzweck; sie trägt zur Verdichtung des Textes und somit zu einer Annäherung dieser für den Alltagsgebrauch bestimmten Textsorte an die poetische Welt bei. Somit stellen diese Briefe ein Sammelstadium an kompositorischen, rhetorischen und stilistischen Kunstgriffen dar, welche sich, ohne dabei den oberflächlichen Lesefluss zu beeinträchtigen, dem gelehrten Rezipienten bei genauerem Hinsehen offenbaren und somit nicht zuletzt zu dessen Ergötzung beitragen. Aufgrund dieser recht anspruchsvollen Gestaltungsmerkmalen überlappen sich oftmals folgerichtig immer wieder ‚privater‘ und ‚öffentlicher‘ Kontext dieser Kunstschriften, was eine Interpretation nicht immer einfach macht (vgl. Wallnig 2004: 813). Als exemplarische Belege hierfür sollen im Folgenden mehrere Briefe Tiroler Humanisten an Konrad Celtis und Johannes Reuchlin dienen. Weiters hat der Brief in dieser Zeit natürlich – auch dies ganz im Sinne des aufkommenden Humanismus – den Zweck der Bewahrung bzw. anschließenden Vermittlung von Wissen, weshalb er oftmals in die Nähe eines Berichtes rückt (Gruber u. a. 1983, 660, 662). Zuletzt soll in diesem Kapitel mit einem Brief des Priors der Karthause Schnals aus dem Jahr 1464 noch die ‚politische‘ Korrespondenz fernab der Kanzleien großer Fürstenhöfe zum Zuge kommen. An seinem Beispiel gewinnt man einen anderen Einblick in eines der zentralen Ereignisse politisch-religiöser Natur des 15. Jhs. in Tirol, nämlich das Interdikt zwischen 1460 und 1464.

Nach seinem Studienaufenthalt in Ingolstadt, wo er Konrad Celtis kennen gelernt hatte, blieb der Bozner Humanist und Komponist Peter Treibenauff, bekannter unter seinem Humanistennamen Petrus Tritonius Athesinus (vgl. hier S. 144), mit diesem über den Briefweg beständig in Kontakt. Exemplarisch geben über die Art und Weise des Briefverkehrs zwei Schreiben Auskunft, welche Tritonius in den Jahren 1500 und 1502 an seinen Freund richtet.

In seinem ersten Brief (Rupprich 1934, 404–406, Nr. 242) – dessen genaue Datierung umstritten ist – beklagt sich der Bozner bitterlich über die Zustände in Brixen, wo er als *magister ladi*, also Grundschuldlehre, tätig war. Die Bewohner der Stadt bezeichnet er als ungebildete Barbaren, welche sich zwar für Weibrauch und Wein, nicht jedoch für schöne Künste und Kultur begeistern könnten; sein Leben, v.a. aber seine berufliche Tätigkeit seien eine einzige qualvolle Demütigung. Nach diesem Vorspann, der mit der Gelehrentrage einen Topos der humanistischen Literatur allgemein aufnimmt, richtet er an den einflussreichen Freund die Bitte, ihm eine Stelle in Wien zu verschaffen. Außerdem entschuldigt sich Tritonius dafür, eine Beschreibung des Erschlaes, welche er für die *Germania illustrata* hätte anfertigen sollen, noch nicht abgeliefert zu haben. Abschließend bittet er Celtis noch darum, ihm ein Exemplar seiner *Amores* sowie die *Astronomia* des Manlius zu senden.

Im zweiten Brief aus dem Jahr 1502 (Rupprich 1934, 511–514, Nr. 282) erzählt Tritonius ausführlich von seinen Erlebnissen in Italien; er hatte sich nämlich nach Padua begeben müssen, um dort die Insignien für sein abgeschlossenes Studium der Philosophie entgegenzunehmen. Der Text nimmt in mehreren Punkten Bezug auf den vorhergehenden Brief. So verweist Tritonius etwa darauf, dass er in Venedig eine Ausgabe von Celtis' *Amores* gefunden habe – offensichtlich hatte dieser ihm das vor zwei Jahren geforderte Exemplar noch immer nicht geschickt. Auch erwähnt der Südtiroler Humanist, dass ihm noch immer Fieberschübe zusetzen, welche er in den Thermen von Padua zu lindern bzw. kurieren gedanke. Dieser zweite Brief ist gegenüber dem etwas persönlicher gehaltenen ersten insofern eher dem Paradigma des Humanistenbriefes entsprechend, als er an mehreren Stellen eine Höflichkeit erkennen lässt, welche recht gespreizt und gekünstelt wirkt. Eher als auf eine tatsächliche Zuneigungsbekundung nämlich zielt diese bisweilen einzig darauf ab, Aussagen, welche einander im Text – *expressis verbis* oder im Zusammenhang gesehen – unversöhnlich gegenüberstehen scheinen, durch geschickte rhetorische Winkelzüge unverhofft als miteinander vereinbar oder sogar einander ergänzend darzustellen. Schön verdeutlicht werden kann dies an dem oben genannten kleinen Streitfall bezüglich der *Amores*-Ausgabe. Tritonius benutzt die Tatsache, dass er diese nur auf langen Umwegen (er war zufällig in einem Buchladen fündig geworden) in seinen Besitz gebracht habe, geschickt für eine schartiertere Aussage (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 512):

*Incidiant etenim mihi fortuito in manus Libri Amorum tui nuper Norimbergae impressi. Sinepfectis itaque gaudio subito intra me dixi: Nunc, Tritoni, te non paenitent Italian vidisse, ubi incundissimi praeceptoris poema, quod tam diu avidissime desiderasti, nactus es! Ac non infelicis omni mihi fore duxi, ut, quod in Germania magna adhibitā cura invenire nequiverim, id in Italia receptim. Solent enim plerumque cum difficulitate acquisita esse charta; quin etsi mihi facillime essent acquisita, observatione tamen tui mihi forent non minus charissima.*

Ganz unverhofft fiel mir nämlich ein Exemplar der *Amores* in die Hand, welche du erst neulich in Nürnberg hast drucken lassen. Völlig verwundert und von Freude überwältigt sagte ich zu mir: „Nun, Tritonius, muss es dich wirklich nicht reuen, nach Italien gekommen zu sein, da du ein Buch deines lieben Freundes, nach welchem dir schon lange der Sinn stand, in deinen Besitz gebracht hast.“ Auch schien es mir ein gutes Zeichen zu sein, dass ich das, was ich in Deutschland so lange vergeblich gesucht habe, letztlich in Italien gefunden habe. Das, wofür man so manche Mühe in Kauf genommen hat, schätzt man dann bekanntlich umso mehr. Allerdings wären sie mir, auch wenn ich sie ganz leicht bekommen hätte, um deinerwillen ebenso, d.h. überaus teuer.

Nach der relativ lang ausgeformten polemischen Spitze am Beginn der Aussage schwenkt Tritonius geschickt in eine Relativierung seiner Aussage um, welche sich letztlich nicht nur nicht als Kritik entpuppt, sondern noch dazu Auffänger für eine Zuneigungsbekundung ist. Somit steht am Ende eine völlig unerwartete Aussage: Egal, wie der Schreiber der Zeilen das Buch bekommen hätte, es hätte ihm in jedem Fall zum Vorteil gereicht. Dass nun gerade ein Buch Dreh- und Angelpunkt dieser unbedingten Glückseligkeit ist, mag mit Blick auf die Ideale eines Humanisten schwerlich ein Zufall sein: Es spiegelt sich darin das *Credo* wider, dass das Streben nach Bildung in jedem Fall gewinnbringend ist.

Als weitere Eigenart des Humanistenbriefes findet sich überdies das Bestreben, den Empfänger über allerlei Wissenswertes in Kenntnis zu setzen, das sich der Schreiber während seines Aufenthaltes angeeignet hat – somit erfüllt der Brief also auch eine didaktische Funktion. Nach der Floskel, dass der Brief zu kurz sei, um alles neu erworbene Wissen zu Papier zu bringen, berichtet Tritonius kurz über die zweifelhaften Diskussionsmethoden der Italiener – mit folgender Begründung (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 513):

*Haec incito ad te perscribere volui, ut tu pro tua sapientia nationis eius mores, quae cum tibi in ceteris cognovissimas sint, tum in his quoque penitularae posses.*

Ich habe dir dies deswegen geschrieben, damit das, was du über die Gepflogenheiten dieses Landes ohnehin schon weißt (du kennst dich in diesem Bereich ja sehr gut aus) auch anhand dieser Informationen noch schärfere Konturen annimmt.

Die Anmerkung, Tritonius habe anlässlich einer solchen Diskussion auch einen polemischen Text von Celtis eingeworfen, welcher die Gemüter sehr erregt habe,<sup>10</sup> dient als Überleitung zu einer recht langen Freundschaftsbekundung (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 513):

*Sicque his nostra crebro in eum demum exiti finem, ut (quemadmodum de Jesu Nazareno Judei) dicent alii, quia bonus est, alii non, sed seducit turbas. Ignosce verbis ac tibi id de me certo persuadas, me pro tua fama ac gloria omne periculum subire paratum esse.*

So lief unser Streit immer wieder auf den Punkt hinaus (wie damals bei den Juden in dem Streit über Jesus von Nazareth), dass die einen sagten: „Der Mann ist gut!“, die anderen dagegen der Meinung waren: „Nein, sondern ein Volksverhetzer!“ Stoß dich nicht an die-

<sup>10</sup> Nach Rupprich 1934, 513 Anm. 1 handelt es sich dabei um das Epigramm 2,27 mit dem Titel *De cavillo Italorum* („Von der Sophisterei der Italiener“).

sen Worten und sei versichert, dass ich bereit bin, mich für deinen Ruf und deinen Ruhm jeder Gefahr auszusetzen.

Der Vergleich des Freundes mit Jesus von Nazareth hat hier nicht nur eine sehr röstlich-enkomiasische Aussage (schließlich werden sowohl Celtis als auch dieser von einem ‚verblenderten‘ Teil der Bevölkerung völlig falsch eingeschätzt), sondern stellt, da sich der Brief dem Ende zuneigt, zuletzt wieder die gewohnte Hierarchie her, indem sich der Verfasser zumindest allusorisch in die Rolle des Jüngers und Märtyrers begibt, welcher seinem Herrn unbedingt beisteht, auch wenn dieser nicht da ist. Letztlich mag diese etwas übertriebene Form des Lobes wohl auch dazu gedacht gewesen sein, die unerfreulichen Mitteilungen am Ende des Briefes etwas abzufedern: Dort muss Tritonius nämlich eingestehen, die Beschreibung des Erschales, welche schon vor zwei Jahren hätte fertig sein sollen, immer noch nicht angegangen zu haben.

Neben Konrad Celtis war ein weiterer Adressat vieler Briefe aus dem gesamten Raum Tirols der Pforzheimer Humanist Johannes Reuchlin, welcher sich in der Geschichte v.a. ob seiner entscheidenden Rolle im Zusammenhang mit den *Epistulae virorum obscurorum* („Dunkelmännerbriefe“) einen Namen erworben hat.

In einem Brief mit einem in Gelehrtenkreisen typischen Anliegen, nämlich jenem, ein Werk durchzusehen und zu kommentieren, trat 1488 auch der Innsbrucker Andreas Schenck an Reuchlin heran. Die beiden hatten sich wohl anlässlich der Krönung Kaiser Maximilians in Aachen kennen gelernt (Dörner/Dall'Asta 1999, 66–67 Nr. 19) und hatten dann, wie aus dem Brief hervorgeht, den Kontakt zueinander verloren, worüber sich Schenck zu Beginn seines kurzen Schreibens bitterlich beklagt. Dann kommt er ohne Umschweife auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen: Reuchlin solle seinem Landesherrn, Graf Eberhard im Bart, eine Friedensrede, welche Schenck wohl 1487 in Venedig gehalten hatte, vortragen, nicht ohne jedoch diese vorher noch einmal zu überprüfen und allfällige Verbesserungen anzubringen. Wie schon bei Tritonius bekommt vor diesem Hintergrund auch hier der anklagende Ton am Beginn eine taktische Funktion: Durch die Anspielung auf die vorangegangene Verletzung der Freundschaftspflicht kann es sich Reuchlin nun nicht mehr erlauben, den Freund ein weiteres Mal zu enttäuschen.

Auch der berühmte Tiroler Humanist Johannes Fuchsmagen (vgl. hier S. 65) aus Hall in Tirol unterhielt zu Reuchlin enge Beziehungen, wie zahlreiche Briefe bezeugen. Anhand eines im Februar 1493 aus Linz abgeschickten Briefes (Dörner/Dall'Asta 1999, 183–186, Nr. 59) lässt sich beispielsweise schön zeigen, wie humanistische Korrespondenz eine vollendete Symbiose zwischen thematischer Heterogenität und inhaltlicher Kohärenz anstrebte und meistens auch erreichte. Im konkreteren Fall berichtet Fuchsmagen zum einen davon, dass er eine Darstellung

Briefe an  
Johannes  
Reuchlin

Schenck  
Reuchlin

Fuchsmagen  
Reuchlin

der Sephiroth<sup>11</sup> gesehen habe, zum anderen übermittelt er in demselben Brief *Celtis* eine Anekdote aus dem Krieg gegen die Türken in Ungarn. Als verbindendes Glied zwischen diesen doch recht verschiedenen Themenbereichen wählt er den gemeinsamen Nenner der Unchristlichkeit, welche er dementsprechend betont:

*Gratissimum fuit mihi videre figuram Sephiroth, quo lucidius intelligo et compertum habeo Hebraeos gentem supersticiosissimam et illorum auctores. Præterea rex Hungariae literas ad Casaram materiam secundis rebus gestis plenas dedit. Quia vero illæ totum Christianitatis nomen blaritate exultare nosque omnino victoriarum congratulabundos facere debent, eas te latere noli.*

Es war mir eine große Freude, das Gebilde Sephiroth zu sehen; nun wird mir besser verständlich und ich erkenne gleichzeitig auch klarer, dass die Juden und mit ihnen ihre Schriftsteller ein mehr als abergläubisches Volk sind. Gestern hat Ihre Kaiserliche Majestät einen Brief des Königs von Ungarn erhalten, welcher wahrlich frohe Kunde brachte. Ihr Inhalt muss alles, was auf den Namen „Christ“ hört, zum Jauchzen bringen, wir aber müssen gemeinsam in den Siegesjubel mit einstimmen; deshalb will ich dir seinen Inhalt auch nicht vorenthalten.

Es folgt die Schilderung des Einmarsches türkischer Truppen in Siebenbürgen, welche ein dort bestehendes Machtravakum ausgenützt hatten. Nach dem Raubzug allerdings zogen die Eindringlinge über das Gebirge auf einem schmalen Weg, der ihnen keine Möglichkeit bot, sich zu formieren, ab und konnten so vom kaiserlichen Heer gestellt und geschlagen werden. Die Anekdote hat die offensichtliche Absicht, das Bild des gefährlichen, gewalttätigen, aber zum Glück auch wenig überlegenden türkischen Eindringlings zu ewozieren. Auch hier schwingt – zumindest in der Art der Darstellung des Ereignisses – humanistische Gelehrsamkeit mit, da der belebte Empfänger des Schreibens dadurch offensichtlich an die Schlacht zwischen Athenern und Persern erinnert werden sollte, welche im Sund von Salamis, unter ähnlichen Voraussetzungen, eine erste Vorentscheidung zugunsten der verteidigten Athenener in diesem Krieg bringen sollte.

Ein zweifelsohne einschneidendes und weitreichendes Ereignis in der Tiroler Geschichte des 15. Jhs. stellt der Streit zwischen Sigmund dem Münzreichen und dessen geistlichem Kontrahenten, dem Brixner Bischof Nicolaus Cusanus, dar (vgl. hier S. 170). Der Streit gipfelte bekanntlich im vom Papst über Tirol ausgesprochenen Interdikt, wodurch sich für viele Geistliche und Ordensleute in ganz Tirol zwischen 1460 und 1464 eine äußerst unangenehme Situation ergab: Gemäß der

<sup>11</sup> Zehn göttliche Emanationen im kabbalistischen Lebensbaum, welche in Summe den himmlischen Menschen ergeben.

kirchlichen Weisung waren sie dazu angehalten, Exsequien und andere offizielle Handlungen zu unterlassen; der Herzog, und mit ihm das Volk, bestanden jedoch auf der Missachtung dieser, ihrer Meinung nach, ungerechtfertigten Weisung. In welchem Zwiespalt sich die Ordensleute damals befanden, kann exemplarisch ein Brief des Priors der Kartrause Schnals aus dem Jahr 1460 zeigen.<sup>12</sup> Dieser richtet darin an einen höher gestellten Geistlichen eine schriftliche Anfrage mit der Bitte um definitive Klärung der Frage, wie sich der Orden zu verhalten habe. Den Adressaten setzt der Schreiber unmissverständlich darüber in Kenntnis, dass das Interdikt in Tirol nicht beachtet werde: *Cuncta divina officia publice absque observatione cuiuscumque interdici exequuntur* (Bl. 2<sup>v</sup>); „Alle Gottesdienste werden, ohne Beachtung des Interdikts, öffentlich abgehalten“. Dem fügt er an (Bl. 2<sup>v</sup>):

*[Sacerdotes] unanimi quadam concordia, crassam quandam seu potius affectatam ignorantiam ut videtur pretendentes, seu plus corporum forsitan quam animarum salutem spectantes.*

Die Geistlichen sind sich in dieser Frage ganz und gar einig; dabei schützen sie völlige Unkenntnis vor – oder sollte es vielleicht doch so sein, dass sie in dieser Frage mehr auf das Heil ihres Körpers als auf jenes ihrer Seelen achten?

Anschließend weist der Prior darauf hin, dass seine Gemeinschaft, wiewohl abgeschrieben und fernab vom politischen Leben, früher und eindringlicher als andere auf eine genaue Unterweisung in dieser *Causa* gedrängt habe. Damit meint der Prior eine *alia litera* („anderen Brief“), in dem offensichtlich schon einmal um Auskunft angefragt wurde. Aufgrund einer unbefriedigenden oder fehlenden Rückmeldung mussten sich die Ordensleute aufgrund der in ganz Tirol herrschenden Zensur nach wie vor mit den Informationen, welche man heimlich über einen Kanoniker aus Innichen<sup>13</sup> bekommen hatte, begnügen. Der Prior beteuert, dass er den Vorschriften des Adressaten unbedingt zu folgen gedanke, *omni timore cuiuscumque terrene potestatis postposito* (Bl. 4<sup>v</sup>); „ohne Furcht vor irgendeinem weltlichen Herrscher“. Stilistisch auffallend an diesem Schreiben ist die extreme Länge der Sätze, verknüpft mit einer umständlichen, bisweilen fast kryptischen Ausdrucks-

<sup>12</sup> Das Dokument liegt in einer Abschrift des ÖNB-Cod. 5497 im TLMF (Dip. 74717). Die Darlegungen, welche bei Rief 1904, 137 mit 1461 und im ÖNB-Tabulakatalog mit 1466 angegeben sind, sind beide falsch. Aufgrund der Tatsache, dass im Brief von einem gewaltsamen Angriff Sigmunds auf Cusanus *ipæ die paschæ anni currentis* (Bl. 1<sup>v</sup>); „eben am Ostersag dieses Jahres“) die Rede ist, welcher 1460 in Bruneck erfolgte (Jäger 1862, Bd. 2, 7–9), muss der Brief aus dem zuletzt genannten Jahr stammen.

<sup>13</sup> Neben Toblach war Innichen die einzige Gemeinde in Südtirol, in welcher das Interdikt beachtet wurde (Brandstätter 2001, 159).

weise, welche immer wieder von Höflichkeitsfloskeln durchsetzt ist. Im Laufe des Schreibens wird allerdings klar, weshalb sich der Prior einer so umständlichen und redundanten Darstellung bedient: Die Kartäusermönche hatten nämlich selbst die Messfeier zelebriert; nun erfolgt die Bitte um Absolution. Wahrscheinlich waren dem Orden im Schnalstal die Risiken, welche eine Beachtung des Interdikts mit sich gebracht hätte, zu groß: Die Klarissen in Brixen etwa, welche sich geweigert hatten, die Glocken anlässlich eines Einzugs Sigmunds läuten zu lassen, waren von ebendiesem im Zorn aus Brixen ausgewiesen worden (Jäger 1861, 243–245).